

General a.D.

Was ich meiner Kirche ins Stammbuch schreibe

Kanzelrede am 30.Oktober 2011 in Pfaffenhofen /ilm

Ich habe in meinem Leben viele "erste Male" erleben dürfen, weil das Schicksal es so wollte, dass ich in Zeiten historischer Umbrüche an der Spitze der Bundeswehr und dann des Militärs des mächtigsten und erfolgreichsten Bündnisses zur Sicherung des Friedens aller Zeiten, der NATO, stand, aber von einer Kanzel habe ich noch nie gesprochen. Ich habe gestutzt als ich das Thema las, denn in meinen Augen ist das Stammbuch unserer Kirche die Bibel und da kann und darf ich nichts hinzufügen. Sollte das Thema aber ausdrücken wollen, dass nicht Alles, was meine Kirche sagt sich direkt aus dem Wort Gottes herleiten lässt, dann entspricht das meiner Lebenserfahrung als evangelischer Christ und als Bürger dieses trotz vieler Mängel besten, weil freiheitlichsten Staates der deutschen Geschichte. Weil ich diesen Staat als schützenswert ansehe habe ich mich, für die Jungen unter uns in grauer Vorzeit, 1958 als Soldat gemeldet und habe dann 41 Jahre lang die Uniform der Bundeswehr getragen. Ich komme nicht aus einer Soldatenfamilie, ich wollte Archäologie studieren und mein Abiturzeugnis hätte mir alle Türen geöffnet bis hin zum Maximilianeumsstipendium, aber die Tragödie Ungarns 1956 ließ mich nicht mehr los und so entstand der Gedanke, aktiv für den Schutz unseres Landes einzutreten, notfalls mit der Waffe in der Hand. Das geschah in einer Lage, der ganz anders als heute eine reale Bedrohung, die durch die Sowjetunion täglich spürbar war. Natürlich war da zunächst nicht die noble Idee für die Verteidigung von Recht und Freiheit einzutreten, es war der einfache Wunsch, etwas zum Schutz der Familie, der

Heimat, auch der Freundin von damals, die auch heute noch, 53 Jahre später, als meine Frau meine beste Freundin ist, zu tun. Es war auch damals noch nicht das Wissen, dass ich mit dieser Berufsentscheidung ein Leben lang mit der Frage würde ringen müssen, ob man in rechtlich legitimer Verteidigung das Gebot Gottes "Du sollst nicht töten" verletzen darf oder nicht. Jugend verdrängt solche Fragen mit der Hoffnung, dass es dazu nicht kommen möge. Dennoch, meine Entscheidung von 1958 war eine Entscheidung gegen die Meinung einer Mehrheit in Deutschland, das war damals so und das ist heute leider noch immer so. Es war auch eine Entscheidung gegen eine Mehrheitsmeinung in meiner Kirche, in der Viele unter Berufung auf die Bergpredigt jeden Dienst mit der Waffe ablehnen und glauben, man könne jeden Konflikt ohne die Androhung oder gar Anwendung von Gewalt lösen und die bereit sind, sogar im Falle eines Angriffs auf Gegenwehr zu verzichten. Ich respektiere solche Ansichten, aber ich kann sie nicht teilen. Meine Lebenserfahrung sagt mir, dass sie falsch ist und dass man so eben nicht den Frieden erringt, den wir alle wollen. Frieden, das war und ist für mich Frieden in Freiheit und Wehrlosigkeit hätte eben zu Frieden in Unterdrückung geführt, das wollte ich weder für mich noch die Meinen. Dennoch war ich immer bereit, für das Recht auf freie Meinung und für die Freiheit der Religion einzutreten. Ich hätte mir allerdings so manches Mal gewünscht, dass man auch meine Ansicht respektiert und ich habe auch oft auf Zeichen meiner Kirche gewartet, dass sie Verteidigung mit der Waffe zumindest als dem Dienst ohne Waffe gleichwertig sieht. In großer Deutlichkeit habe ich dieses Zeichen in 41 Berufsjahren nie erhalten, auch nicht damals, in grauer Vorzeit, in einer Zeit also in der die Gesellschaft wie die Kirche anders waren als heute. Erinnerung neigt oft dazu Vergangenheit rosiger erscheinen zu lassen, aber ich meine, die Gesellschaft von damals war vielfach bereiter als wir es heute sind die Übernahme von Pflicht als Grundlage unserer Rechte zu sehen, sie war oftmals

tolanter als unsere Gesellschaft es heute ist, die oft schnell bereit ist, eifernd die eigene Meinung als allein gültig anzusehen und dabei vergisst, dass Toleranz nicht nur ein christliches Gebot ist, sondern auch das Fundament jeder Demokratie. Es war eine Gesellschaft, die noch genau erinnerte was Krieg ist, sogar ich erinnerte 1958 genau was es heißt, im Bombenhagel in München Menschen sterben zu sehen, ich habe das als Fünfjähriger erlebt und nie vergessen. Es war eine Gesellschaft die Krieg fürchtete, die sich aber anders als unsere Gesellschaft heute nicht von Angst leiten ließ. Es war eine Gesellschaft, die weit weniger Toleranz gegenüber Mördern und Gewaltverbrechern zeigte als die heutige, die manchmal dem Täterschutz Vorrang vor dem Opferschutz einräumt. Es war eine Gesellschaft, die aber nach heftiger Diskussion die Wiederbewaffnung mehrheitlich billigte. Der Dienst des Soldaten wurde als notwendig angesehen und die Streitkräfte ebenso, wenngleich Einige sie eher als notwendiges Übel ansahen. Die vertiefte Auseinandersetzung mit dem Gebot Gottes nicht zu töten begann für mich als ich als Offizier Verantwortung für andere Menschen übernahm und damit auch die Macht auszuüben hatte, diese Menschen durch Befehl in Einsätze zu schicken, in denen sie töten würden und Gefahr liefen, getötet zu werden. Es ist einfach, darüber in der Theorie zu rechten und zu urteilen, aber es ist unendlich schwer, diese Verantwortung in Wirklichkeit zu tragen. Ich habe Tod und Verwundung im Ausbildungsdienst bei Unfällen erlebt und ich habe gegen Ende meiner Dienstzeit erleben müssen, dass Soldaten, die auf meinen Rat hin von Politikern in bewaffnete Einsätze geschickt wurden, getötet haben und getötet wurden. In jedem dieser Fälle hat man mit sich zu ringen, ob man diese Entscheidung verantworten kann, ja man ringt sogar mit sich, ob man die in uns Menschen befindliche Schwelle überschreiten kann, wenn man wie ich Weihnachten 1992 mit fertig geladenem und entschertem Gewehr auf dem Schoß durch das zerschossene Mogadischu fährt und damit

rechnen muss, im nächsten Moment schießen zu müssen. Noch schwieriger wurde die Auseinandersetzung mit dem Gebot Gottes durch die atomare Bewaffnung der Bundeswehr. Die christlichen Kirchen haben sich früh gegen den Einsatz von Atomwaffen ausgesprochen, doch für den Soldaten in einem atomaren Bündnis, konfrontiert mit einem zum atomaren Ersteinsatz entschlossenen Feind, der früheren Sowjetunion, wurde damit das Dilemma nicht aufgelöst. Ich war im Kalten Krieg als Kommandeur eines nuklear einsatzbereiten Artilleriebataillons, in einer der Schlüsselregionen Deutschlands, im Raum des sogenannten Fulda Gap, eingesetzt. Ich wusste um die Hiroshima bei weitem übersteigende Vernichtungskraft meiner 18 Geschütze und der von Amerikanern aufbewahrten Atomgranaten und dennoch musste meine Soldaten ausbilden, diese Waffen einzusetzen, weil wir glaubten, nur durch die Androhung unermesslicher Zerstörung Krieg verhindern und den Frieden erhalten zu können, und das war richtig wie wir heute wissen. Unsere Kirche sah damals die Androhung als gerade noch hinnehmbar an, aber die Drohung war nur glaubwürdig, wenn die Ausführung vorbereitet wurde und der Gegner überzeugt war, dass wir auch handeln würden. Ich habe mir in diesen Jahren des Kalten Krieges oft die Frage gestellt, ob ich im Ernstfall die atomaren Einsatzbefehle hätte ausführen können oder nicht. Ich habe mir mein Ringen mit mir selbst nie anmerken lassen und ich habe in diesem Ringen gelernt, dass man Derartiges nur in der konkreten Situation entscheiden kann, niemals vorweg. Wir haben durch Abschreckung erfolgreich Frieden erhalten, das weiß ich aus dem Munde Gorbatschows, der die damals auch von meiner Kirche heftig bekämpfte Stationierung von Pershing II Raketen als den Schlüssel zum Ende des Kalten Krieges bezeichnete. Wir haben Glück gehabt, doch wäre es Ernst geworden, war für einen Soldaten wie mich nur eines gewiss: Wie immer ich mich entschieden hätte, ich hätte mich schuldig machen müssen und mir wäre nur die Hoffnung auf die Gnade Gottes geblieben, denn in

einem Krieg in Deutschland wäre für uns an vorderster Front eingesetzte Soldaten die schreckliche Vorhersage des griechischen Philosophen Wahrheit geworden: Nur die Toten kennen das Ende des Krieges. Doch die Hoffnung auf die Gnade Gottes das ist ja auch einer der Kernpunkte Luther'scher Reformation, der Vergebung und Erlösung wieder zur Sache Gottes und nicht der Kirche machte.

In meinem Dilemma im Kalten Krieg hätte ich mir so manches Mal die helfende Hand meiner Kirche gewünscht, doch intellektuell ansprechende Schriften wie die Friedensschriften der EKD oder die Heidelberger Erklärungen waren nichts, womit ich meiner Truppe moralisch den Rücken stärken konnte. Dazu hoffte ich immer auf die einfachen Worte mit denen Martin Luther die Frage des Kriegshauptmannes Assa von Cramm bejahte, ob er, der Krieger, denn seligen Standes sein könne. Auch von der Klarheit Luthers mit der dieser 1523 gegenüber Herzog Johann von Sachsen sagte, Christus habe das Amt des Schwertes nicht aufgehoben, sondern für das Reich dieser Welt bestätigt, hat sich unsere Kirche weit entfernt. In Luthers Verständnis hat der Christ für sich selbst Unrecht zu erleiden und Übel zu erdulden, aber für andere sollte er Recht, Schutz und Hilfe bieten und zur Abwehr des Bösen alles leisten, dessen er fähig ist. Diese Klarheit Martin Luthers habe ich mir Zeit meines Berufslebens von meiner Kirche gewünscht, auch und besonders in meiner Zeit als Generalinspekteur der Bundeswehr als ich ausgerechnet mit meiner eigenen Kirche um den Erhalt der Militärseelsorge und deren Anwendbarkeit in den damals neuen Bundesländern zu ringen hatte. Ich sah in der Militärseelsorge eine Chance in dem überwiegend atheistischen Gebiet der früheren DDR den jungen Wehrpflichtigen zumindest ein Angebot zu machen und ich sah für die Bundeswehr des vereinten Deutschland die Wirklichkeit von Einsätzen der Bundeswehr als Normalfall und nicht mehr die Ausnahme heraufziehen. Es war ein fast vier Jahre dauerndes Ringen mit maßgeblichen Kräften in der EKD, die nur die Aussage der

Bergpredigt als Richtschnur gelten lassen wollten: "ich sage Euch, dass ihr dem Bösen nicht widerstehen sollt."

Dieser Rat war im Kalten Krieg falsch, er war falsch als ich 1998 Milosevic in 26 langen Stunden um den Frieden im Kosovo ringend in Belgrad gegenüber saß und er wäre auch heute in unserer unruhigen Welt falsch, denn dann gibt man Schwester und Bruder preis. Damit aber verstößt man gegen Gottes Gebot: "Liebe Deinen Nächsten". Mit Hilfe der katholischen Kirche und dann doch einer Mehrheit in der EKD haben wir am Ende diesen Kampf um die Militärseelsorge gewonnen und das war gut für das, was in meiner aktiven Dienstzeit begann und was nun Alltag der Bundeswehr ist: Die Armee im Einsatz. Die Bundeswehr hat seit 1992 keinen Tag erlebt, an dem nicht Soldaten irgendwo in der Welt im bewaffneten Einsatz sind und sie wird vermutlich in der vorhersehbaren Zukunft kaum Tage erleben, an dem von ihren Frauen und Männern keiner im Einsatz ist. Es sind Dutzende von Soldaten im Einsatz gefallen, Hunderte sind verwundet und gezeichnet für ihr Leben, Tausende sind traumatisiert aus den Einsätzen zurückgekehrt, Familien unter uns leiden an den Einsätzen und ihren Folgen.

Dies geschieht nicht, weil Soldaten diese Einsätze wollen, sondern weil sie in diese Einsätze schicken, Politiker, die sich diese Entscheidung in der Regel nicht leicht machen. Ich habe in meinen 41 Berufsjahren weltweit keinen einzigen Soldaten erlebt, den es drängte, sich im Einsatz zu bewähren, und ich habe mich in der NATO als Vorsitzender des Militärausschusses, des höchsten militärischen Gremiums der NATO, bei manchem Politiker unbeliebt gemacht, weil ich immer mahnte, Einsätze nur zu beginnen, wenn man auf sicherer Rechtsgrundlage steht und bereit ist, was man anfängt, auch zu Ende zu bringen. Die Welt in der wir leben wird unruhig bleiben und wir werden Frieden nur erhalten können, wenn wir eingebunden bleiben in unsere Bündnisse wie NATO und EU und wenn wir tun, was wir Deutsche in der

Stunde der Einheit 1990 versprochen: Dem Frieden in der Welt zu dienen. Das verlangt von uns Risiken und Lasten mit unseren Verbündeten zu teilen. Es gibt für uns Deutsche keine Sonderrolle in Europa, wir sind auch nicht im Besitz höherer Moral, aber unsere Verantwortung aus unserer Geschichte verlangt, alles uns Mögliche zu tun, damit das Unrecht auf dieser Welt keine Chance hat. Deswegen werden auch in Zukunft junge Menschen mit den Fragen ringen, mit denen ich mein Leben lang ringen musste und doch oft von meiner Kirche, aber nie von meinem Glauben allein gelassen wurde. Deswegen sage ich auch den Konfirmanden unter uns: Seid fest in Eurem Glauben und seid auch tolerant, aber verwechselt niemals Toleranz mit Anpassung an den Zeitgeist.

Deswegen hoffte ich in meinem Berufsleben immer wieder und hoffe noch immer, dass meine Kirche sich an Martin Luthers Lehre von den zwei Reichen erinnert, gerade nun, da wir uns dem 500. Jahrestag der Reformation nähern. Wir werden das Reich Gottes auf Erden nicht erleben und auch nicht den ewigen Frieden, aber wir müssen alles tun um Frieden auf Erden zu erhalten. Vielleicht werden deshalb auch einige der Jungen unter uns am Ende Ihres Lebens von sich sagen, was ich von mir sage: Ich war als Soldat und als Christ dem Frieden verpflichtet und ich danke unserem Gott, dass er unserem Land nun schon mehr als 60 Jahre Frieden geschenkt hat.

Doch Frieden auf Erden müssen wir uns verdienen, wir müssen dafür eintreten, wir brauchen Menschen, die bereit sind uns und unser Land zu schützen. Diese Menschen und ihre Familien bringen ein Opfer für uns alle, manche von ihnen vielleicht sogar das äußerste Opfer. Sie verdienen die Achtung ihrer Mitbürger und den Respekt vor ihrer Entscheidung, zum Schutz der Gemeinschaft notfalls auch gegen göttliches Gebot zu handeln. Das möchte ich der Gemeinschaft der Christen ins Stammbuch schreiben und von meiner Kirche erhoffe ich, dass sie nicht

scharlatanesken Sottisen wie „Nichts ist gut in Afghanistan“ was ebenso unwahr ist wie „Alles ist gut in Afghanistan“ zujubelt, sondern sich darauf besinnt, dass Luther mit der Reformation, Gott wieder zum Richter über uns Menschen und unsere Sünden machte und nicht die Kirche. Ich hoffe auch, dass meine Kirche den Menschen Halt und Orientierung durch das Verkünden der Botschaft Gottes gibt, nicht aber ihnen das eigene Denken in politischen Fragen abnimmt.

Wir gehen Zeiten entgegen, in denen wir unseren christlichen Glauben als Anker der Hoffnung in stürmischer Zeit brauchen werden um nicht im Ansturm neuer Ideen jeden Halt zu verlieren. Wir können das, wenn wir uns wieder darauf besinnen was Luther zum Kern der Kirche machte, das Wort Gottes. Ich glaube, er hätte gerne gehört, was zum Motto des Papstbesuches in Deutschland wurde:

Wo Gott ist, da ist Zukunft.

Daran fest zu halten, das wünsche ich meiner Kirche.